Amerika erlebt Indianer-Renaissance

Juni 1949

Der „rote Mann" wird wieder aktiv / Von Johannes Gaitanides

19490600 ✓

Die Geschichte schien die indianische Rasse zum Aussterben verurteilt zu haben. Ganze Völker hatte der weiße Mann bei seinem Eindringen in den amerikanischen Kontinent ausgerottet; in der Folgezeit siechte der rote Mann wie an einer inneren Auszehrung dahin. Mit gelassener Schwermut fügte er sich widerstandslos seinem Geschick, dem Tode gegenüber ebenso gleichgültig wie diesem Leben. Gegen jede Erwartung aber und mit zäher Stetigkeit beginnt seine Schicksalslinie nun wieder aufwärtszusteigen; sie scheint den kritischen Tiefpunkt endgültig überschritten zu haben.

Diese Umkehr resultiert nicht aus der Willensleistung eines zu sich selbst heimgekehrten indianischen Selbstbewußtseins; sie geschieht vielmehr im Wiedererwachen einer verschütteten Lebenskraft, die sich nach Jahrhunderten der Lähmung endlich anschickt, sich mit ihrer veränderten Umwelt aktiv auseinanderzusetzen — ihrem Träger weithin unbewußt und fast gegen seinen Willen. Sie ist aber auch durch den Erben des Siegers mitveranlaßt, der die Sünden der Väter wiedergutzumachen sucht.

Iberoamerikas Emanzipation

Nicht zufällig ist dieser Prozeß in Iberoamerika nach Umfang und Intensität weiter fortgeschritten als in Nordamerika. Im Unterschied zum „Indianer" besaß der „Indio" in den Anden und im tropischen Urwald ein unangreifbares Rückzugsgebiet. Überhaupt widersetzte sich der Süden dem europäischen Siedler mehr als der ihm klimatisch zuträglichere Norden. Die Weite und die dünnere Besiedlung der kolonisierten Landschaften ermöglichte es den Indios, in größerer Zahl die angestammte Lebensart über die Niederlage hinweg zu erhalten. Zudem hatten sie es in ihren Eroberern mit dem romanischen Menschenschlag zu tun, dessen südliches „laisser aller" eher zu Duldung und Ausgleich neigte als die protestantische Eigenwilligkeit, die puritanische Erwerbsbestimmtheit und die technische Leistungsaktivität des angelsächsischen Kolonisators. Zu guter Letzt erwies es sich an den Indios im Vergleich zu den nordamerikanischen Indianern einmal mehr, daß ein altes bäuerisch-seßhaftes Kulturvolk, bewahre es die Tradition auch nur noch als dunkle Ahnung, im Zusammenbruch eher seine Substanz zu erhalten vermag als ein primitives Jägervolk.

Die indianische Emanzipation begann mit der Verdrängung der spanischen Kolonialmacht durch die iberoamerikanischen Staatengründungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zwar haben die Indios Argentinien, Uruguay, Chile und Brasilien endgültig an die weißen Siedler abgetreten. Hingegen ist schon heute der Raum zwischen Mexiko und Bolivien (mit Ausnahme Costa Ricas) indianisches Volks- und Staatsgebiet, da hier ihr Anteil — das aktivierende Mischlingselement einbegriffen — zwischen 60 und 90 v. H. der Bevölkerung beträgt. In zahllosen Revolutionen, in denen das rassische Motiv sozial ausgelegt wurde, zerbrachen sie das spanische Feudalsystem, verteilten das Land und traten in die politische und wirtschaftliche Führung ein. Dieser sich im Laufe eines Jahrhunderts verwirklichende, wenn auch noch nicht abgeschlossene Vorgang ist wahrhaft eine „Indianische Renaissance", auch wenn sie die christlichen und spanischen Elemente weiterführt und sich der modernen Zivilisation verbindet.

Nordamerikas Indianer waren primitiver

Die Geschichte der nordamerikanischen Indianer verlief in anderer Richtung. Zu ihrem Verständnis ist davon auszugehen, daß sie den nördlichen Halbkontinent weder in der intensiven noch in der extensiven Dimension jemals „kultiviert" hatten. Über die primitive Phase des schweifenden Jägervolkes nie hinausgelangt, fanden sie nicht den Ansatz zur kulturellen Höherentwicklung, welche immer die bäuerliche Seßhaftigkeit voraussetzt. Vor allem aber hatten sie die ungeheuren Räume Nordamerikas nicht wirklich ausgefüllt: die Schätzungen über die Anzahl der nordamerikanischen Indianer zur Zeit der ersten weißen Einwanderung bewegen sich zwischen 1,2 und 3 Millionen.

Weiße nicht allein verantwortlich

Demgegenüber zählte 1937 das amerikanische Office of Indian Affairs 337 366 (Schätzung 1949 400 000), 1934 das kanadische Department of Indian Affairs 112 510 Indianer — zusammen knapp ein halbe Million. Diese Ziffer enthält aber bereits die vor der Jahrhundertwende einsetzende indianische Bevölkerungszunahme und schließt außerdem die Mischlinge (etwa 40 v. H. der Gesamtzahl) in sich ein, so daß sie nicht den durch die weiße Einwanderung bedingten echten Bevölkerungsschwund der Indianer ausdrückt.

Für diese gewaltige Dezimierung trägt der weiße Mann nicht die ganze Verantwortung, so überbelastet sein Schuldkonto auch ist. In der Regel geschah die Landnahme mittels eines juristischen Vertrages, wobei der einzelne Indianerstamm — bis 1871 — als „souveräne Nation" fungierte. Von 1778 bis 1871 fanden 372 derartige Landverkäufe statt. Nur selten wurde die Landnahme durch die Waffen erzwungen.

Verhängnisvoll war, daß die Indianer von Engländern und Franzosen in die kriegerische Auseinandersetzung um Nordamerika hineingezogen wurden. Immer hatten die Indianer einander befehdet, aber zur wechselseitigen Vernichtung kam es erst, nachdem sie durch die Einwanderer in den Besitz von Feuerwaffen gelangt waren. Im Kampfe wurden mehr Indianer durch Indianer als durch Weiße getötet.

Verheerende Seuchen

Verheerender wüteten die von den Europäern eingeschleppten Krankheiten. Pocken, Masern, Typhus rafften die Indianer zu Zehntausenden dahin, in jüngerer Zeit setzten ihnen Tuberkulose und Trachoma schwer zu. An der kalifornischen Fieberseuche von 1830 gingen 70 000 zugrunde, 1837 dezimierte eine Pockenepidemie die nördlichen Präriestämme fast zur Hälfte. Kaum weniger Opfer forderte das eingeführte „Feuerwasser".

Durch die europäische Landnahme der ausgedehnten Jagdgründe beraubt, von Jahr zu Jahr weiter nach Westen auf immer schmalere Reservate zusammengedrängt, unfähig, sich auf Ackerbau und Viehzucht umzustellen, sah sich der Indianer bald dem Hunger gegenüber. Vorübergehend fand er noch in den westlichen Prärien, durch die Büffeljagd in Kanada, durch die Pelztierjagd für englische und französische Rechnung ein Auskommen. Hatte ehedem die Jagd mit Pfeil und Speer nur der Nahrung und Kleidung gedient, die den Wildbestand nicht gefährdete, so kam dieser bald zum Erliegen, nachdem der Indianer mit Pferd und Gewehr im Dienste des europäischen Unternehmers seine Beute verfolgte. Mit der Ausrottung des Wildes aber verlor er seine natürliche Lebensbasis. In letzter Not veräußerte er sein restliches Land; das vertagte seine Sorge aber nur für kurze Zeit.

Jeglicher Anpassungsgabe bar, verfiel er in seiner Ohnmacht vor diesem Lauf der Dinge in eine Apathie, die seinen Widerstandswillen entmannte und seine körperliche Widerstandskraft schwächte. Da endlich, in letzter Stunde, begann der weiße Mann — seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts — sich seines roten Bruders anzunehmen.

Erst nach einer Reihe von Fehlschlägen, hervorgerufen durch eine falsche Einschätzung der indianischen Mentalität, fand man die zweckentsprechenden Hilfsmaßnahmen, die der Wheeler-Howard-Act von 1933 und der Indian Reorganization Act von 1934 gesetzgeberisch verankerten. Sie sind John Collier zu danken, seit 1932 Kommissar der Indian Affairs. Diese beiden Gesetze eröffneten eine neue Phase in der Geschichte der Indianer.

Waren die Reformen des 19. Jahrhunderts (1887 im General Allotment Act formuliert) daran gescheitert, daß sie dem Indianer den ihm wesensfremden individualistischen Eigentumsbegriff europäischer Herkunft aufzuzwingen versuchten, so erstrebte man jetzt einen Ausgleich zwischen der alten Stammesverfassung und dem modernen Recht. Dieser Kompromiß lief auf das genossenschaftliche Prinzip hinaus. Der Staat investierte bedeutende Mittel zum Landerwerb für die Stammesgemeinschaften. Die Dezentralisierung der Reservatsverwaltung gestattete ein geschmeidiges Eingehen auf die (etwa 100) einzelnen Stämme, die sehr individuelle Eigenarten haben. Der Stammesverband erhielt ein größeres Maß gesetzgeberischer und ausübender Selbstverwaltung, die in einer ihm jeweils auf den Leib zugeschnittenen Verfassung niedergelegt wurde. Zivil- und Strafrecht — zehn Vergehensarten ausgenommen — wurden ihm übertragen, während für die außerhalb der Stammesverbände lebenden Indianer ein eigener, indianisch geleiteter Gerichtshof eingerichtet wurde.

Pädagogische Probleme

Vor allem war sich die neue Politik bewußt, daß die Indianerfrage ein pädagogisches und medizinisches Problem ist. Neue Unterrichtsmethoden, die sich der Denkweise und den praktischen Lebensbedürfnissen des Indianers anpaßten, die Heranziehung von indianischen Lehrern und die behutsame Lenkung der entlassenen Schüler überwanden allmählich das alte indianische Mißtrauen gegen die Schule: so konnten 1937 in den USA auf 500 Indianerschulen rund 79 000, in Kanada 1934 auf 365 Schulen 18 000 Schüler gezählt werden. Nachdrücklich widmet sich der Lehrplan der gewerblichen Ausbildung, steht doch fest, daß der Indianer sich vorerst im Handwerk und in der Landwirtschaft vor allem sein Brot verdienen soll. Gleich wichtig ist die Gewöhnung an die moderne Hygiene, Prophylaxe und Medizin. Aber auch in die amerikanischen Hochschulen sind inzwischen Indianerstudenten eingezogen; Stipendien fördern die Begabten unter ihnen. Sie sollen vor allem den großen Mangel an indianischen Ärzten beheben.

Der Indianer will wieder leben

Das gesamte Verwaltungs- und Erziehungssystem bezweckt in seiner Anlage die schrittweise Annäherung des Indianers an die moderne Wirklichkeit unter Vermeidung eines Bruches zu seiner Tradition. Indianische Sprache und Überlieferung stehen im Mittelpunkt des Unterrichts.

Bisher hatte sich der Indianer auf eine radikale, ja selbstmörderische Ablehnung der weißen Zivilisation versteift — der erste amerikanische Versuch, ihn zu einem „Weißen" zu machen, war gescheitert: der „New Deal" der amerikanischen Indianerpolitik überbrückt diese beiden unhaltbaren Standpunkte durch eine Synthese, die es dem Indianer ermöglicht, als Indianer in und mit dem modernen Amerika zu leben.

Aber diese Politik hätte kaum so außerordentliche Erfolge gezeitigt, wäre ihr nicht der Indianer auf halbem Wege entgegengekommen. Der wachsende Anteil der Mischlinge lockert zweifellos die alte Lethargie. Vor allem aber hat das Absinken der Sterblichkeit, namentlich bei den Kindern, die indianische Bevölkerungsbilanz günstig beeinflußt: sie verzeichnet allein in den USA in den letzten fünfzig Jahren einen Zuwachs von 160 000. Der Indianer will wieder leben.